

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 4

Artikel: Wir wollen die Marchsteine stehen lassen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071077>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir wollen die Marchsteine stehen lassen

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von Hans Tomamichel

Bim Hürate, Gibäare und Sterbe
dörf me nüd spaare.

Schweizerisches Sprichwort

Der Zerfall der Ehe, den vor 30 Jahren viele fürchteten, ist nicht eingetreten. Die Ehe ist im Gegenteil heute stärker als je. Nach meiner Überzeugung wird heute verantwortungsbewußter geheiratet als vor einer oder zwei Generationen, vor allem deshalb, weil die unvernünftigste aller Ehen, die Vernunftsehe, seltener geworden ist. Die jungen

Leute wissen wieder, daß nur die echte Liebe eine dauernde Grundlage einer Lebensgemeinschaft bildet. Es fehlt ihnen auch nicht am nötigen Verantwortungsgefühl und es ist ihnen deutlicher als der Generation, die in der aufgelösten Zeit nach dem Ersten Weltkrieg heiratete, daß die Ehe neben der Berufswahl das wichtigste Ereignis des Lebens darstellt.

Um so unverständlicher ist es, daß diese wiedergewonnene Einsicht in die Bedeutung der Vermählung nicht auch äußerlich zum Ausdruck kommt. Das erklärt sich vielleicht damit, daß die Sitten immer hinter ihrer Zeit herhinken. Die ideologische Zersetzung der Ehe, die Ende des letzten und zu Beginn dieses Jahrhunderts betrieben wurde, hat dazu geführt, daß auch die Hochzeitsfeierlichkeiten immer formloser wurden. Anstelle der großen und üppigen Festlichkeiten traten Zusammenkünfte im engsten Kreise, ja häufig verzichtete man überhaupt auf jede Feier, begnügte sich damit, nach dem Besuch des Zivilstandsamtes, zu dem man sich nicht einmal sonntäglich anzog, mit den zwei Trauzeugen zusammen zu Mittag zu essen. Es wäre Zeit, mit dieser unglückseligen Mode abzufahren und die Hochzeiten wieder so zu feiern, wie das mit Grund in frühern Jahrhunderten geschah.

BRAUTKRANZ UND SCHLEIER

Sicher entscheidet die Art, wie die Hochzeit gefeiert wird, nicht darüber, ob eine Ehe glücklich wird, sondern es kommt darauf an, wie sich die Gemeinschaft in den Widerwärtigkeiten des Alltags bewährt. Aber wer im Moment der Eheschließung das richtige Ur-Erlebnis hatte, der wird Zeit seines Lebens aus diesem Erlebnis Kraft schöpfen. Der Augenblick, wo ein Mann und eine Frau sich entschließen, den heiligen Bund der Ehe einzugehen, ist nicht einfach die formelle Bekräftigung eines Tatbestandes. In diesem Augenblick geht etwas Geheimnisvolles vor sich: eine mystische Union wird geschaffen, es entsteht etwas Neues.

Natürlich muß diese Gemeinschaft immer wieder neu erkämpft werden, aber je mehr die beiden in dem Augenblick, als sie ihr Gelübde ablegten, erfaßt waren, um so stärker werden sie ihr Leben lang sein. Der rein verwaltungsmäßige Akt der zivilen Trauung ist im allgemeinen sicher nicht geeignet, dieses Erlebnis zu fördern. Jene Ehepaare, die auf die kirchliche Trauung verzichten, sind deshalb selten gut beraten.

Zu einer richtigen Hochzeitsfeier gehört auch, daß man seine Verwandten und Freunde einlädt. Heiraten heißt eine Familie gründen, nicht einfach ein Liebesverhältnis legalisieren. Wenn eine junge Braut etwa sagt: «Mein

Bräutigam und ich verzichten auf den Klimbim, wir heiraten schließlich für uns und nicht für andere, wir machen es deshalb ganz einfach und kaufen uns dafür aus dem Geld, das wir ersparen, einen kleinen Occasionswagen», so ist das eine schlimme Fehlrechnung. Die richtig durchgeführte Hochzeitsfeier erhöht nicht nur die beiden Neuvermählten, verklärt ihren Bund, sondern sie trägt auch dazu bei, die gesellschaftliche Einordnung der neuen Familie zu fördern. Hochzeitsfeiern sind schöne Feste, sind intensive Feste, sind für alle Beteiligten Höhepunkte des Lebens. Man vergißt nicht so leicht eine Hochzeit, bei der man eingeladen war, und man fühlt sich Zeit seines Lebens dem betreffenden Paar gegenüber irgendwie verpflichtet. Noch nach 20 Jahren wird man dem Sohn eher behilflich sein, eine Stelle zu finden, wenn man bei der Hochzeit der Eltern eingeladen war. Der Segen der Hochzeitsgäste begleitet das Paar auf der ganzen Lebensreise. Hochzeitsfeiern sind auch ein Ausdruck der Selbstachtung, und nur, wer sich selbst achtet, erwirbt auch die Achtung der Mitmenschen.

Wird eine Vermählung von dem jungen Ehepaar selbst nicht wichtig genug genommen, um ein Fest zu feiern, so nimmt auch die Umwelt die Ehegründung weniger wichtig. Eine einfache Feier im kleinsten Rahmen erfüllt ihren Zweck nicht; außergewöhnliche Ereignisse verlangen einen außergewöhnlichen Aufwand.

Selbstverständlich muß sich die Feier einigermaßen nach den vorhandenen Mitteln richten, aber in unserm Land, zumal in bürgerlichen Verhältnissen, ist ja niemand so arm, daß er nicht vermöchte, nicht mehr als ein Dutzend Personen einzuladen. Lieber auf ein Möbelstück verzichten.

Es kommt auch nicht darauf an, ob man alle die eingeladenen Gäste gut mag. Die Verwandten lesen wir nicht wie die Freunde selbst aus, und man kann nicht mit allen gut auskommen. Um so wichtiger ist es, daß die vielleicht vorhandene persönliche Abneigung ein Gegengewicht findet, indem man bei Gelegenheit von solchen Zeremonien zum Ausdruck bringt, daß man eben doch zusammeng gehört.

Frauen haben für alle diese Dinge ein größeres Verständnis als die Männer. Es gibt nur ganz wenige junge Mädchen, die nicht davon träumen, ihre Hochzeit im Schleier und Braut-

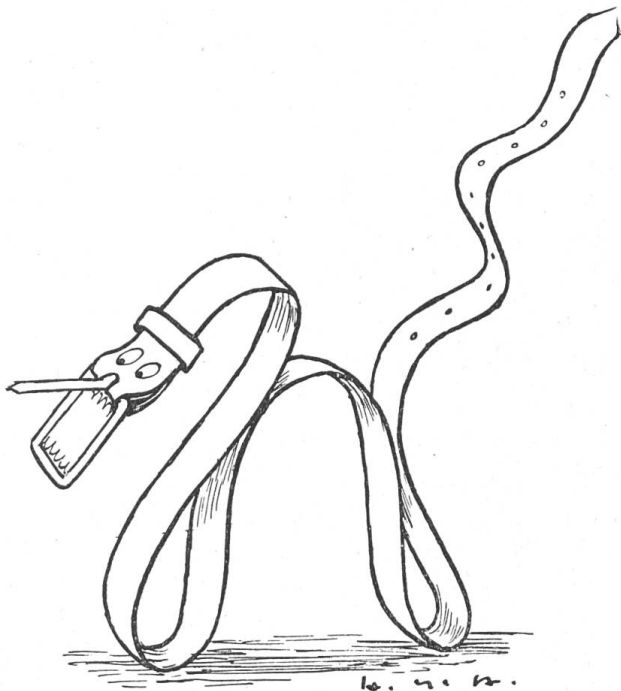
kranz durchzuführen, und nur wenige Mütter, denen nicht die Durchführung einer richtigen Hochzeitsfeier tiefes Bedürfnis ist, wenn ein Kind von ihnen heiratet. Die Frauen sollten deshalb den Mut haben, der Stimme des Herzens zu folgen und sich nicht durch Einwände der in viel höherem Maße verbildeten Männer abhalten lassen.

DIE VORBEREITUNG

Zu einer richtigen Feier gehört auch eine richtige Vorbereitung. So wie die Weihnacht nur richtig erlebt werden kann, wenn ihr ein Advent vorausgeht, so erfordert auch das Erlebnis der Vermählung eine bewußte, innerliche Vorbereitung. Früher wußte man, und die sogenannten primitiven Völker wissen es auch heute noch, daß die Menschen im allgemeinen nur dann zu großen Erlebnissen fähig sind, wenn sie sich lange vorher darauf einstellen. Bei der Geburt sorgt die Natur für diese Vorbereitung. Kinder kommen nicht unerwartet.

Zoo-logisches

VON HANS U. STEGER



DAS GÜRTELTIER

Die langen Monate der Schwangerschaft mit den großen physischen und psychischen Veränderungen machen jeder Frau klar, welch ungeheures Ereignis bevorsteht. Es gibt deshalb kaum eine Frau und sei sie noch so verfahren und dem Alltag verhaftet, die nicht viele Stunden und Tage der geistigen Vorbereitung auf die Geburt weihet. Kinder kann man zum Glück gar nicht nebenbei auf die Welt bringen. Das Mysterium der Menschwerdung spielt sich in so dramatischer Form ab, daß auch der Stumpfste von ihm erfaßt wird. Der moderne Mensch hat zwar auch versucht, der Geburt ihre Intensität zu nehmen, indem die Frauen halb oder ganz narkotisiert werden, so daß sie entweder bei der Geburt selbst nicht bei Bewußtsein sind oder wenigstens keine Schmerzen verspüren. In Amerika ist die schmerzlose Geburt so verbreitet, daß man an vielen Orten keinen Arzt mehr findet, der die veraltete Art der Geburt duldet. Es ist sehr fraglich, ob das wirklich einen Fortschritt bedeutet, ob eine Frau, die das Bibelwort «mit Schmerzen sollst du deine Kinder gebären» für sich nicht mehr akzeptiert, sich nicht gerade dadurch um ein wichtiges Erlebnis bringt. Aber es ist natürlich nicht an einem Mann, über diese Dinge ein Urteil zu fällen.

Sicher aber ist, daß die Vorbereitung auf das andere wichtige Ereignis, auf die Hochzeit, heute ganz ungenügend ist.

Man weiß, daß sie bei manchen Negerstämmen Monate in Anspruch nimmt. Der zukünftige Gatte wird vorher von seiner Verlobten getrennt und muß komplizierte Zeremonien durchmachen. Auch die Braut selbst wird isoliert. Sie muß sich in Begleitung einer älteren Frau in eine Hütte zurückziehen, besondere Nahrung zu sich nehmen usw.

Worin diese Initiation im einzelnen besteht, ist im Detail nicht wichtig. Wichtig aber ist, daß überhaupt eine Vorbereitung erfolgt, nicht eine äußerliche — die Negerkinder brauchen ja keine sexuelle Aufklärung —, sondern eine spirituelle.

Es ist nicht gut, wenn die zukünftigen Ehepartner bis zum letzten Augenblick ihrem Beruf nachgehen; denn es ist schwierig, sich noch am Freitagnachmittag mit den Sorgen des Berufes herumzuschlagen und am Samstagmorgen für das große Erlebnis bereit zu sein. Es wäre deshalb sicher wünschenswert, wenn die zukünftigen Ehegatten schon eine Woche

vorher ihren Alltagstramp unterbrechen und sich seelisch für dieses wichtige Ereignis vorbereiten würden.

Ein Kind, das in einer geraden, eintönigen Straße geht, ermüdet nach kurzer Zeit. Ist aber der Weg abwechslungsreich, so wird es spielend die doppelte und dreifache Strecke zurücklegen. Auch die Menschen brauchen auf der Lebensreise Marchsteine, welche die Monotonie des Alltags unterbrechen. Solche Marchsteine bilden die Zeremonien des bürgerlichen Lebens, auch jene, welche durchaus nicht heitern Charakter haben wie die Taufen und Hochzeiten. Die stillen Beerdigungen bilden deshalb eine ebenso beklagenswerte Erscheinung wie die stillen Hochzeiten.

Aus Hochzeits-, Tauf- und Grabgeläut mischt sich der Klang des Lebens.

ANNO DOMINI 1951

Die Abdankung findet 14 Uhr 30 im Krematorium statt», stand in der Todesanzeige. Von Viertel nach zwei Uhr an beginnt sich der Vorraum des Krematoriums mit den Verwandten und Freunden des Verstorbenen zu füllen.

Sie kommen einzeln und in kleinen Gruppen von der Tramhaltestelle. Hie und da fährt einer im Auto vor. Viele kennen sich und reden leise miteinander. Ein Jugendfreund, der auswärts wohnte und deshalb in den letzten Jahren keinen Kontakt mehr hatte, findet niemanden, dem er sich anschließen kann.

Die meisten sind schwarz oder doch dunkel angezogen. Zwei jüngere Frauen, offenbar Schwestern, erscheinen in braunen Jackettkleidern, ein Neffe in einem hellen Regemantel.

Ein älterer Herr fällt durch altmodischen Bratenrock und Zylinder auf. Das ist jedenfalls der Vetter Schaaggi aus Sternenbergr. Er trägt einen Kranz am Arm und ist offenbar in Verlegenheit, da er nicht weiß, wo er ihn plazieren soll. Schließlich erbarmt sich ein städtischer Funktionär des Mannes vom Land und nimmt ihm den Kranz ab.

Um 2 Uhr 28 fährt ein Auto vor. Ihm entsteigen die nächsten Angehörigen, die Witwe, eine ledige Tochter, der Sohn mit seiner Gattin und seinen zwei Kindern. Ohne nach rechts und nach links zu schauen, begibt sich die Familie ins Innere. Die andern folgen.

Das Krematorium ist so gehalten, wie man sich einen Freidenkertempel vorstellt, in einer Art assyrischen Heimatstils.

Es sind wenig Blumen da; denn in der Todesanzeige hieß es ausdrücklich: «Blumenspenden verboten. Man bittet dafür des Pestalozzidorfes zu gedenken.»

Der Sarg selbst ist nicht sichtbar. Es besteht zwar eine Einrichtung, die erlaubt, ihn vor den Augen der Leidtragenden auf einer Schiene in den Feuerofen verschwinden zu lassen, aber man ist davon abgekommen, weil einmal eine Frau bei diesem Anblick in Ohnmacht fiel.

Die Zeremonie besteht aus zweimaligem Orgelspiel, einer länglichen Ansprache und zwei Gebeten. Gesungen wird nicht; der Gesang würde allzu kläglich ausfallen.

Nachdem die Abdankung fertig ist, öffnen sich die Türen. Die städtischen Funktionäre drängen taktvoll, aber energisch auf rasche Räumung des Lokals; denn bereits wartet eine neue Trauergesellschaft.

Die nächsten Angehörigen steigen wieder in ihr Auto und fahren davon. Die übrigen Leidtragenden stehen noch etwas herum und begeben sich dann wiederum zur Tramhaltestelle. Der Vetter vom Land macht einen besonders verlorenen Eindruck. Drei junge Neffen beschließen, zusammen noch einen Kaffee zu nehmen und nachher gemeinsam ins Kino zu gehen.

DER UNGEBETENE GAST

Auf diese trostlose, unmenschliche und unwürdige Art wickeln sich heute in Zürich unzählige Leichenfeiern ab. Eine der großen Zeremonien ist zum christlich noch leicht verbrämten Verwaltungsakt des Bestattungsamtes herabgesunken.

Jahrhunderte-, ja jahrtausendealte Sitten haben sich, zum mindesten in den Städten, zu unsern Lebzeiten aufgelöst.

Es sind viele Gründe dafür verantwortlich, daß es so weit gekommen ist. Einer davon ist sicher die Angst vor dem Tod. Wohl predigen die Pfarrer immer noch von den Kanzeln: «Lasset uns bedenken, daß wir sterben müssen», aber ihre Worte fallen auf taube Ohren. Während sich der mittelalterliche Mensch getraute Totentanzbilder an Marktplätzen und auf Brücken aufzustellen, als ständiges *Memento mori*, empfinden wir in unserer kom-

fortablen Zivilisation den Tod als ungebetenen Gast und versuchen deshalb, ihn aus unserm Alltagsleben möglichst zu verbannen. Er stört. Man weiß, daß schon früher ein tüchtiger Hoteldirektor kein Ereignis unangenehmer empfand, als wenn sich in seinem Etablissement ein Todesfall ereignete. Es war deshalb üblich, die Leiche unauffällig beim Morgengrauen durch die Hintertüre hinauszubugsieren, um die übrigen Gäste nicht zu erschrecken. Heute glaubt man, auch den Mitbewohnern eines Mietshauses nicht mehr zumuten zu können, durch Ausschlagen des Korridors mit schwarzen Tüchern aufgeschreckt zu werden, und die Verwaltung, die ihrer Natur nach immer dazu neigt, die Menschenwürde zu mißachten, weil sie im Bürger das Objekt von Maßnahmen und nicht ein Einzelwesen sieht, hat natürlich auch das ihrige zum Verfall der Leichenfeiern beigetragen. Sie würde es als störend empfinden, wenn ein Leichenzug durch die Straßen der Großstadt ziehen würde. Sie huldigt einem andern Gott, demjenigen des flüssigen Verkehrs. Heilig sind die Großraumwagen und nicht ein unbedeutendes Gefährt, in dem nichts anderes als eine Leiche liegt. Ich vergesse nie mehr, welche Eiseskälte mich anwehte, als ich einmal als Mitglied einer Kommission ein Krematorium hinter den Kulissen besichtigte. Auch die alten Totengräber

waren oft rauhe Käuze. Sie hatten begreiflicherweise nicht viel Respekt für Gebeine und Totenschädel. Shakespeare hat ihrem grimigen Humor ein Denkmal gesetzt. Die Krematoriumsbeamten sind im Gegenteil sehr korrekte Herren. Sie tragen auf Tabellen den Brennstoffverbrauch für jede Einäscherung ein, und sie sind stolz darauf, wenn es ihnen gelingt, diesen Verbrauch zu reduzieren, d. h. mit möglichster Wirtschaftlichkeit zu arbeiten. Aber sie sind so sachlich, daß es einem unheimlich wird.

Aber die eigentlich Verantwortlichen für den Verfall der Totenfeiern sind selbstverständlich nicht die Verwaltungen, sondern wir, die Bürger.

GETEILTES LEID IST HALBES LEID

Uns trifft auch die Schuld dafür, daß die Sitte der Kondolenzbesuche und der Zusammenkünfte der Leidtragenden im Trauerhaus immer mehr verschwindet. Aus Sentimentalität und falsch verstandener Rücksicht ist man dazu gekommen, nur noch schriftlich zu kondolieren. Es ist aber ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die mündliche Beileidsbezeugung eine unerträgliche seelische Belastung der Angehörigen darstelle. Natürlich rührt jedes Ge-

Schweizerische Anekdote



Als Mitglied der Schulpflege mache ich einen Schulbesuch und benutze diese Gelegenheit, den Kindern einige Fragen zu stellen, die mich als Arzt besonders interessieren.

Dabei entspinnt sich folgendes Gespräch mit dem kleinen Jakobli:

«Weischt du au, was me mache mues, damit me schöni Zäh hät?» — «Ja, me mues es butze.» — «Wänn?» — «Am Morge.» — «Und wänn na?» — «Z'Abig.» — «Mit was?» — «Mit der Zahbürschte.» — «Häsch du eini?» — «Nei!» — «Aber de Vatter?» — «Nei!» — «Aber d'Muetter?» — «Nei!» — «Wieso weischt du dänn, daß es eso isch?» — «Wil mir diheime verchäufed!»

Mitgeteilt von Sr. Bertha Surber.

sprach den Schmerz wieder auf, aber Gefühle werden nicht dadurch überwunden, daß man sie zurückdrängt. Tränen sind Balsam, und die Totenklagen der alten Völker, die oft tagelang dauerten, hatten auch einen therapeutischen Sinn.

Außerdem helfen alle Totenfeiern, die nach traditionellen Regeln vor sich gehen, den Schicksalsschlag auf die richtigen Proportionen zurückzuführen. Das, was als höchst persönliches Unglück erlebt wird, verwandelt sich in allgemein-menschliches Schicksal; darin liegt ein großer Trost.

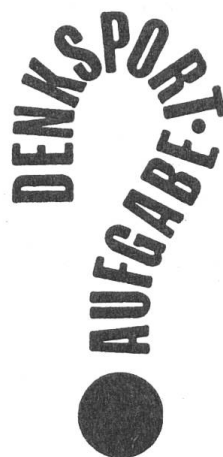
Es ist deshalb falsch, wenn sogenannte taktvolle Personen meinen, es sei besonders feinfühlig, bei einem Todesfall mit den Angehörigen das traurige Ereignis möglichst wenig zu berühren, sich nicht zu erkundigen, wie der Verstorbene seine letzten Stunden verbracht habe usw.

Und auch die Blumenspenden haben einen tiefen Sinn. Sie bedeuten, wie alle Blumen geschenke, die höchste Ehrung. Man bringt ein Opfer, ohne einen Nebenzweck zu verfolgen. Die Lilien und Chrysanthemen, die Rosen, Astern usw. verwelken alle nach wenigen Stunden. Ihre einzige Aufgabe bestand darin, Symbol der Würdigung für den Dahingegangenen zu sein. Diese höchst persönliche Ehrung wird aber nicht erreicht, wenn auf das Postscheckkonto irgendeiner wohlthätigen Einrichtung Geld einbezahlt wird.

Es ist wahr, die Leichenfeier ist für manchen bescheidenen Mann fast die einzige Würdigung, die er je erfährt. Nie hat man ihm zu Lebzeiten Blumen geschenkt, nie hat ein Mensch sich die Mühe genommen, seine Verdienste aufzuzählen. Aber ist es nicht besser nach dem Tode als überhaupt nicht?

Die Totenfeiern unterstreichen die Bedeutung, die jeder einzelne Mensch besitzt, und sei sein Erdenwallen noch so fragwürdig und widerspruchsvoll. Wenn die Menschen klang- und sanglos verscharrt oder kremiert werden, so unterhöhlt man dadurch eine Grundlage der menschlichen Kultur. Wer den Menschen achtet, darf auch sein Ableben aus dieser Welt nicht kühl und sachlich hinnehmen. Wer den Tod mißachtet, mißachtet das Leben.

Natürlich ist alles Sache des Maßes. Es hat schon Zivilisationen gegeben, wo das Bibelwort «Lasset die Toten die Toten begraben» sicher seine Berechtigung hatte, wo die Totenfeiern unsinnigen Umfang annahmen, wo die



WÄHREND meiner Ferien entdeckte ich an einer Baustelle mitten in einem Sandhaufen folgendes Plakat:

BITTE DER SAND SILO

Was konnte das heißen? Ein Silo war weit und breit nicht zu sehen. Als geübte Löserin Ihrer Denksportaufgaben kam ich bald hinter den Sinn der geheimnisvollen Inschrift.

Auflösung der Denksportaufgabe Seite 70

Toten die Lebenden zugrunde richteten. Man weiß, daß die Italiener in den Vereinigten Staaten oft Leichenbegräbnisse von einer Pracht durchführten, daß die Hinterbliebenen jahrelang unter einer schweren Schuldenlast zu seufzen hatten.

Bei uns aber ist man ins andere Extrem gefallen.

DAS LETZTE MAHL

Es hat einmal jemand gesagt: «Solange im Kanton Bern berndeutsch gesprochen wird, wird es auch eine Gräbt geben.» Ich weiß nicht genau, wie es in Bern in dieser Beziehung gehalten wird. In Zürich wird jedenfalls immer noch zürichdeutsch gesprochen, aber trotzdem ist das Leichenmahl in der Stadt am Verschwinden.

Das scheint mir besonders bedauernswert. Auch dieser Brauch stellt eine Ehrung des Verstorbenen dar. So wie wir ein Glas auf das Wohl eines Freundes leeren, so essen und

trinken die Trauernden zum Gedenken an den Hingeschiedenen. Rein verstandesmäßig kann diese Art Ehrung vielleicht nicht erfaßt werden, aber die geheimnisvolle Welt der Symbole ist eben nicht die kalte Welt des Verstandes.

Daneben hat das Leichenmahl die weitere Aufgabe, die Bande, welche die Familie im erweiterten Sinne verbinden, zu stärken. Wie mancher Bruder, der mit dem Bruder, wie mancher Schwager, der mit dem Schwager verfeindet war, hat beim Leichenmahle zum erstenmal seit Jahren wieder das erlösende Wort gefunden.

Vor allem aber dient das Totenmahl der Stärkung des Familienbewußtseins. Die Familie ist ja immer kleiner geworden. Der große Familienverband, der auch entferntere Verwandte einschloß, hat sich aufgelöst. Solche Zusammenkünfte nach Beerdigungen sind fast die einzigen Gelegenheiten, wo man immer wieder mit Verwandten dritten und vierten Grades zusammentrifft und dann beginnt man zu ahnen, warum Blut dicker ist als Wasser, und alte, halbvergessene Zusammenhänge werden plötzlich wieder lebendig. Die Familie wird zum Klan, zur unsichtbaren Schicksalsgemeinschaft, und es wird uns klar, daß wir nur Ringe sind in der Kette der Generationen und wie manche Eigenschaft, die wir als individuellen Fehler betrachten und mit dem wir deshalb nicht fertig werden, Erbe einer ganzen Sippe ist.

Zartbesaitete Gemüter stoßen sich daran, daß die Stimmung bei den Leichenfeiern nach einiger Zeit gewöhnlich sehr gemütlich wird, ja sich oft eine eigentliche Ausgelassenheit der entferntern Verwandten bemächtigt. Das kommt nicht nur daher, daß gut Essen und Trinken immer auch gute Stimmung schafft. Es kommt auch nicht daher, daß die Berührung mit dem Tod auf ganz urgründige Art das Lebensgefühl verstärkt. Viele Menschen empfinden nach Begräbnissen einen starken Hunger. Nachdem dem Tod sein Tribut bezahlt wurde, fordert das Leben doppelt sein Recht, und gerade wenn jemand zu Grabe getragen wurde, wird uns besonders deutlich, wie schön es ist, daß wir noch leben. Das bloße Dasein, das wir

früher als selbstverständlich hinnahmen, erhält plötzlich wieder Wert.

Aber mit dieser mehr animalischen Reaktion kann man sich die eigentümliche Gehobenheit, die bei Leichenfeiern herrscht, nicht erklären. Der Grund liegt wohl darin, daß bei jedem richtigen Begräbnis eine Integration der Teilnehmer stattfindet. Angesichts der Majestät des Todes werden sie auf das Wesentliche zurückgeführt. Anstelle der Zerstreuung und Zerrissenheit tritt die Sammlung, und wo immer es dem Menschen gelingt, sich zu sammeln, wird er von einem eigenartigen Glücksgefühl erfüllt. Plötzlich — es ist, wie wenn Schuppen von unsern Augen fielen — erkennen wir wieder die ewigen Sterne, die der Staub des Alltags verdunkelt hat.

DIE AUFGABE UNSERER GENERATION

Volkskundler und Heimatschützer stimmen immer wieder ein bewegtes Klagegeden darüber an, daß die alten Bräuche zusehends verschwinden. Damals, so sagen sie, als noch die bösen Geister mit Schellen vertrieben wurden, als man den Einzug des Frühlings mit Tanz um einen Maibaum feierte, als noch die Knabenschaften dafür sorgten, daß das Liebeswerben in festgelegten Formen vor sich ging, damals sei das Leben viel spannungsreicher gewesen.

Sie haben sicher recht. Aber die Zeiten ändern sich, und Bräuche, die ihren Sinn verloren haben, können nicht künstlich aufrechterhalten werden.

Das Leben des Menschen spielt sich nicht mehr innerhalb einer eng zusammenhängenden Siedlungsgemeinschaft ab, wie das früher der Fall war. Die Träger der Bräuche, welche Taufe, Hochzeit und Begräbnis begleiten, haben deshalb gewechselt. Die Familie hat die Aufgabe der alten Dorfgemeinschaft übernommen, und auch die Bräuche selber haben sich gewandelt. Das ist nicht so wichtig. Wichtig aber ist, daß sie in irgendeiner Form bestehen bleiben. Die Entscheidung darüber liegt in der Hand jedes Einzelnen.

